

Über die Autorin

Doris Kuegler ging nach einer Krankenpflege- und Bibelschul Ausbildung mit ihrem Mann Klaus-Peter und der ältesten Tochter Judith zunächst nach Nepal, wo sie als Sprachforscher und Missionare tätig waren. Dort wurden Sabine und Christian geboren. 1980 wanderte die Familie nach West-Papua aus und lebte dort bis 2003 beim Stamm der Fayu.

Doris Kuegler

Dschungeljahre

Mein Leben bei den Ureinwohnern West-Papuas.
Die Mutter des „Dschungelkinds“ erzählt.


GerthMedien

Einleitung

Eigentlich hatte ich nicht vor, ein Buch zu schreiben. Aber als meine Tochter Sabine im Jahr 2005 ihre Kindheitserlebnisse bei den Fayu in West-Papua in dem Buch „Dschungelkind“ aufschrieb und damit einen Bestseller landete, bekamen Sabine und auch ihr Verlag häufig Anfragen von Lesern, die wissen wollten: „Wie war das denn alles für die Mutter? Wie ist es, mit drei kleinen Kindern zu einem völlig unerforschten Stamm in den Dschungel zu ziehen, dessen Angehörige noch unter Steinzeitbedingungen leben und angeblich sogar Kannibalen sind?“

Irgendwann entschloss ich mich, diese Fragen zu beantworten. Denn erstens hätte mich selbst auch diese Seite einer solchen Geschichte brennend interessiert, und zweitens gefiel mir der Gedanke, meine Erinnerungen und Erkenntnisse aus unseren Dschungeljahren festzuhalten und mit anderen zu teilen.

Sabine hat ihr Buch aus der Sicht eines Kindes geschrieben, mit den Erinnerungen und der Wahrnehmung eines Kindes, das sich voller Begeisterung in das Leben im Dschungel gestürzt hat. Ich bin als erwachsene Frau und Mutter aufgrund einer bewussten Entscheidung und mit bestimmten Zielen nach West-Papua gegangen. Sabine hat 12 Jahre dort verbracht, ich 35. Auch wenn wir also von demselben Ort und denselben Personen schreiben, sind es doch ganz unterschiedliche Perspektiven, die unsere Erinnerungen prägen.

Schon seit meiner Schulzeit habe ich mit Begeisterung Geschichten geschrieben. Eine meiner Lehrerinnen hat mich dazu besonders ermutigt, und das half mir sehr, da ich als Kind das Gefühl vermittelt bekommen hatte, dass ich nichts gut kann. Doch Geschichten erzählen, das kann ich!

Das soll nicht heißen, dass dieses Buch ein literarisches Meisterwerk ist – es ist überhaupt kein literarisches Werk, sondern einfach meine Erinnerungen an eine Zeitspanne von 35 Jahren, die eine bunte Mischung aus abenteuerlichen, anstrengenden, wunderbaren, lustigen, erschreckenden und ganz gewöhnlichen Erlebnissen und Begegnungen war. Also eigentlich das, was jeder Mensch erlebt. Daher ist dieses Buch einerseits ungewöhnlich und andererseits auch wieder ganz normal.

Ich möchte Sie einfach einladen, mich auf eine Reise ins Land der Fayu zu begleiten und diese besonderen, liebenswerten Menschen kennenzulernen, die ihr Leben so lange mit uns geteilt und uns tief geprägt haben.

Doris Kuegler, Oktober 2010

Schattenseiten

Die meisten Menschen haben die Vorstellung, dass ein Leben im Dschungel ein einziges Abenteuer ist. Das habe ich nie so empfunden, was nicht heißen soll, dass es nichts Aufregendes gab. Doch meistens hätte ich lieber auf diese Art von Aufregung oder spannenden Ereignissen verzichtet! Die meisten davon machten mir nämlich Angst oder ich wurde furchtbar wütend.

Da war zum Beispiel die Sache mit Darau. Er kam sehr früh an einem Morgen mit seiner hochschwangeren Frau zu mir. Bihaxä sah krank aus, aber vor allem sehr unglücklich. Darau war nicht gerade freundlich zu ihr. Mit einer kurzen Handbewegung deutete er auf sie und wandte sich dann Klaus zu. Er hatte Fleisch von einem erlegten Wildschwein mitgebracht und wollte mit Klaus ein Tauschgeschäft machen. Eigentlich war es ein bisschen zu früh am Morgen für so etwas. Da aber das Fleisch frisch war und es für uns eine schöne Abwechslung in unserem Speiseplan darstellte, war Klaus einverstanden. Gewöhnlich brachten uns die Fayu geräuchertes Fleisch, da war etwas Frisches ganz willkommen.

Judith war an diesem Tag dran, das Frühstück zu machen, und dank Sabines dauernder Einmischung ging es mal wieder ziemlich laut zu.

Klaus sagte nur: „Sabine!“ Ich rief sie nach draußen und bat sie, mir zu helfen. Das tat sie immer mit Begeisterung, es

war ja auch spannender, als mit ihrer Schwester darüber zu diskutieren, wer an diesem Morgen welche Tasse bekommen würde.

Noch hatte ich mir Bihaxä nicht genauer angeschaut. Ich ging also zu ihr. Sie hatte hohes Fieber, und das Baby konnte jede Minute kommen. Sabine hatte inzwischen die Medizinbox geholt.

„Was hast du?“, fragte ich die Frau.

Langsam schob sie ihren Rock hoch bis zu den Oberschenkeln. Ich traute meinen Augen nicht; Sabines wurden so groß wie Untertassen, und sie lief etwas grün an. Ich schickte sie ins Haus, um der Frau eine Tasse warmen, gesüßten Tee zu holen.

Bihaxäs Oberschenkel war dreimal so dick wie das andere Bein und total entzündet.

„Wie ist das passiert?“, fragte ich sie entsetzt.

Und da erzählte sie mir eine unglaubliche Geschichte, die mich so wütend machte, dass mir richtig kalt wurde und ich anfang zu zittern. Ich setzte mich neben sie und legte ihr einen Arm um die Schulter, zu zornig, um zu sprechen.

Sabine kam mit dem Tee zurück und sagte in mütterlichem Ton zu mir: „Mach dir keine Sorgen, Judith kommt nicht raus.“

Da musste ich doch ein bisschen lachen. „Sabine“, sagte ich, „du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, dass du so besorgt um deine Schwester bist. Dann wollen wir mal anfangen.“

„Mama, was ist denn mit ihr passiert?“, fragte Sabine.

Ich gab ihr die Geschichte wieder, die Bihaxä mir eben erzählt hatte: Darau und seine Frau waren in den Wald gegangen, um Sago zu holen. Eigentlich war das eine Arbeit, die nur Frauen verrichteten. Bihaxä war erstaunt, dass ihr Mann sie begleitete. Die andern Frauen waren noch in ihren Hütten und hatten nicht mitbekommen, dass Darau und Bihaxä allein loszogen. Aber da das Baby bald kommen sollte, fand Bihaxä es ganz lieb, dass ihr Mann so besorgt um sie war und sie nicht allein gehen lassen wollte.

Es war ein ziemlich langer Weg bis zu der Stelle, wo einige Sago-Palmen standen und Wasser in der Nähe war. Ohne Wasser konnte man kein Sago aus der Palme waschen.

Bihaxä bereitete alles vor. Darau sah zu und beobachtete seine Frau. An dieser Stelle hatte Bihaxä in ihrem Bericht gestockt und mich verzweifelt angeschaut.

„Was passierte dann?“, fragte ich leise.

„Was soll schon passiert sein“, fragte sie etwas ungeduldig. „Was eben immer passiert!“

„Was passiert denn immer?“, überlegte ich angestrengt.

„Männer!“, sagte sie verächtlich. „Das, was Männer immer wollen.“

Ich verstand. Sabine nicht. Und prompt kam die Frage: „Mama, was wollen denn die Männer immer?“

Gerade wollte ich sagen: „Geh ins Haus, Sabine“, da fiel mir ein, dass das ein paar Dinge erschweren könnte. Im Haus waren Judith und Christian. Wer wusste, was sie den beiden jetzt erzählen würde!

So antwortete ich wahrheitsgemäß: „Darau wollte ein Baby machen.“

„Mitten im Dschungel?!“, fragte sie erstaunt. „Das ist aber gefährlich, weil da Schlangen sein könnten.“

„Sabine“, sagte ich ungeduldig, „geh jetzt bitte ins Haus. Du hast noch nicht gefrühstückt, und dann warten die Schulaufgaben auf dich.“

Im Weggehen hörte ich sie sagen: „Mann, ist der Darau blöd! Bihaxä hat doch schon ein Baby im Bauch. Wie kann er da ein zweites machen?“

Ich verkniff mir das Lachen. Ach ja, die Fakten des Lebens. Sabine hatte sich schon früh dafür interessiert, und ich hatte ihre Fragen immer ausführlich beantwortet, weil ich bereits wusste, dass sie sonst nie damit aufhören würde.

Eines Tages, als wir auf der Dschungelbasis waren, wurde sie von einem amerikanischen Ehepaar namens Joan und David eingeladen, mit ihnen im Kanu zu fahren, um einen kleinen Stamm in der Nähe zu besuchen.

Mitten auf dem Fluss fragte Sabine: „Habt ihr Kinder?“ Beide schüttelten den Kopf. „Wollt ihr keine?“

„Oh doch“, kam die Antwort.

Sabine überlegte ein bisschen, wandte sich dann an den Ehemann und sagte auf Englisch: „You must mate her!“ (Auf Deutsch: Du musst sie decken.)

„Wie bitte?“, fragte David ungläubig.

„Maten, don't you know what mating is?“, fragte Sabine erstaunt.

Er gab ihr keine Antwort, weil er zu verblüfft war, und dann wechselte er schnellstmöglich das Thema. Zurück auf der Dschungelbasis wurde das *die* Geschichte und der Witz des Jahres.

Richtig amüsant wurde es erst, als Joan drei Monate später dann tatsächlich schwanger wurde. Kurz vor der Geburt trafen sich die Frauen zu einem Nachmittags-Kaffeetrinken. Jeder brachte etwas für das Baby mit. In den USA nennt man solche Treffen „Babyshower“. Ich hatte extra für solche Gelegenheiten ein rosa Babykleidchen von Deutschland mitgenommen. Dazu schrieb ich einen Brief an das Baby, stellvertretend für Sabine. Sie erzählt dort dem Baby, dass es nur wegen ihr zur Welt kommt, weil sie seinem Vater einen guten Tipp gegeben hat, wie man Babys macht.

Die Frauen lachten und lachten.

Und nun saß ich vor einer Frau, die wahrscheinlich ihr Leben verlieren würde, weil sie es gewagt hatte, sich hochschwanger ihrem Mann zu verweigern!

„Er tut mir immer so weh dabei“, sagte sie schüchtern.

Ich streichelte ihr über den Rücken und sagte beruhigend: „Ich helfe dir, so gut ich kann!“

Auf dem Weg ins Haus betete ich und bat Gott, diese Frau zu retten und mir Weisheit zu schenken, damit ich sie bestmöglich versorgen konnte.

Ich wollte ins Haus, um Wasser heiß zu machen und Verbandszeug zu holen, doch ich war noch nicht in der Tür, da hörte ich Sabines aufgeregte Stimme: „Wie kann man nur

so blöd sein! Da will der ihr ein Baby machen, obwohl sie doch schon eins im Bauch hat, und das nur, weil er Zwillinge haben will.“

„Du spinnst ja“, hörte ich Judith antworten. „So entstehen doch keine Zwillinge.“

Aber Sabine hörte nicht auf Judiths Einwand und sagte empört: „Und weil sie keine Zwillinge haben will, nimmt er einen Pfeil und sticht ihr ins Bein!“

Judith sah mich und rief: „Mama, ist das wahr, was Sabine da erzählt?“

„Na ja, nicht ganz.“

„Typisch Sabine“, rief Christian. „Sie spinnt schon wieder.“

„Kinder, wir sprechen heute Abend darüber. Jetzt muss ich Bihaxä helfen.“

Judith sah mich erschrocken an. „Bihaxä ist das?“, fragte sie entsetzt. „Sie ist doch meine Freundin!“

Das stimmte. Judith hatte Bihaxä bei einem unserer Sonntags-Familienausflüge kennengelernt. Die beiden hatten sich auf Anhieb bestens verstanden.

„Mama, wird sie sterben?“, fragte Judith mich.

Ich sah sie schweren Herzens an. „Kind, wir müssen einfach beten, dass Gott Bihaxä am Leben erhält.“

Alle drei nickten. Ich ließ die Kinder jetzt nicht gern allein. Sie sahen so bedrückt aus. Dann kam aber Klaus ins Haus, und ich bat ihn, einen Augenblick bei ihnen zu bleiben. „Ich muss zu Bihaxä“, sagte ich, „aber vorher nehme ich mir erst diesen Darau vor!“

„Nein, warte!“, rief Klaus und sprang auf. „Ich komme mit dir!“

Die Kinder lachten. „Papa hat Angst, dass du Darau zur Schnecke machst“, sagte Christian.

„Dazu hat er auch allen Grund“, murmelte ich.

Klaus war noch schneller aus dem Haus als ich. Auf der Veranda stellte ich alles Verbandszeug, eine Schüssel mit Wasser und Antibiotika für Bihaxä bereit. Dann ging ich schnurstracks zu Darau.

Ich hatte mich innerlich so weit beruhigt, dass ich nicht wütend auf ihn losging. Ich weiß nicht genau, was in Klaus vorging, aber er blieb mir dicht auf den Fersen ... ein bisschen zu dicht für meinen Geschmack.

Ich baute mich vor Darau auf, sah ihn sehr ernst an und sagte: „Ich fürchte, deine Frau wird sterben und das Baby auch. Die Entzündung ist sehr weit fortgeschritten. Wenn du eine Woche früher gekommen wärest, würde die Sache vielleicht anders aussehen. Aber man muss wahrscheinlich verstehen, dass die Krokodiljagd wichtiger war als deine Frau und das Baby. Es wäre ja unverzeihlich gewesen, wenn deine Freunde ohne dich losgezogen wären! Und schließlich musst du ja das Fleisch für deine Familie herbeischaffen. Doch anscheinend hast du vergessen, dass deine Frau sowieso nichts mehr davon essen wird, weil du sie dann nämlich schon begraben hast!“

Darau verstand durchaus den Sarkasmus in meinen Worten. Sein Gesicht drückte so viel Bedauern, Scham und Trauer aus, dass ich verstummte. Wir standen alle schweigend da, und ich überlegte fieberhaft, ob und wie ich ihn trösten sollte. Er war jetzt den Tränen nah.

Klaus setzte sich schließlich neben ihn und legte seinen Arm um Daraus Schulter. „Darau, wir haben eine Hoffnung. Wir werden den Gott Jesu bitten, deine Frau gesund zu machen. Bei Gott ist nichts unmöglich. Bitte ihn, dass er dir vergibt. Es ist nämlich eine schlimme Sache, seine Frau so zu behandeln und sie bewusst zu verletzen!“

Darau nickte. Inzwischen waren einige der anderen Männer dazugekommen. Schnell hatte sich herumgesprochen, was passiert war. Solche Situationen erlebten die Fayu immer wieder: Eine Frau tat nicht, was der Ehemann wollte, und er rastete aus. Manchmal waren es ganz belanglose Dinge. Dabei war es nicht einmal so, dass unter den Fayu eine Männerherrschaft bestand. Auch Frauen verletzten ihre Ehemänner. Aber da Männer nun mal körperlich stärker sind, gewannen sie fast jede dieser Auseinandersetzungen.

Mir war aufgefallen, dass Männer und Frauen zwei beinahe selbstständige Gruppen bildeten. Jede Gruppe machte ihr Ding und blieb fast ausschließlich unter sich. Was mich sehr überraschte, war, dass auch die Männer ihre Babys und Kleinkinder auf dem Schoß hielten, wenn sie am Lagerfeuer saßen und sich unterhielten. Die Frauen saßen als Gruppe meist etwas abseits, und oft kommunizierten beide Gruppen miteinander. Es wurde auch viel gelacht. Aber als Paar zeigten sich Mann und Frau fast nie.

Bei Klaus und mir sahen die Fayu wohl zum ersten Mal, dass man als Ehepaar auch öffentlich zeigen konnte, dass man sich mochte, dass man zueinandergehört, dass man sich gegenseitig hilft. Das war fremd für die Fayu, aber es gefiel ihnen. Wenn Klaus seinen Arm um mich legte, strahlten sie. Aber es dauerte viele Jahre, bis die Jungen meiner ersten Schulklasse erwachsen wurden und anfangen, mit ihren eigenen Ehefrauen in einer engeren täglichen Beziehung zu leben, so wie sie es bei uns gesehen hatten.

Die täglichen Aufgaben der Männer- und der Frauengruppe war sehr festgelegt. Diese Ordnung verhinderte sicher auch viele Streitigkeiten und Kämpfe untereinander.

Und nun war Darau also ausgerastet. Wie oft hatten die Männer das erlebt, bei sich selbst und untereinander. Wie viel Trauer und Schmerz war deshalb entstanden! Vielleicht war das mit ein Grund, warum die Männer immer wieder zu Klaus sagten: „Oh, Klausu, unsere Herzen sind so schlecht!“ Sie fühlten sich völlig machtlos gegen diese Wutausbrüche.

Ich verließ die Gruppe der Männer und ging zu Bihaxä zurück. Sabine stand schon ganz ungeduldig mit dem Medizinkasten, zwei Schüsseln, einem Eimer mit warmem Wasser und einem Bündel Bananenblätter da. Man hätte denken können, dass das Kind besonders umsichtig war. Doch ehrlich gesagt hatte Judith alles herbeigeschafft. Sabine besorgte natürlich auch einige Dinge, wie einen Spiegel, eine Schere, ein Messer, einen Kinderpfeil und ein Bilderbuch.

Als ich sie fragte, was sie denn mit dem Bilderbuch wollte, sagte sie: „Ja, weißt du, Mama, damit lenke ich Bihaxä ab, wenn du mit diesem Pfeil in die Wunde stichst“, und damit überreichte sie mir ihren Pfeil.

Wegen der anderen Dinge fragte ich sie erst gar nicht, sondern steckte alles in eine Tüte und rief Judith, die die Sachen wieder ins Haus trug.

„Habe ich ja gleich gesagt“, murmelte Judith, „aber auf mich hört sie ja nicht.“

Judith war froh, schnell wieder ins Haus gehen zu können. Wenn sie Blut sah, wurde ihr sofort übel. Aber ich sah die Besorgnis in ihren Augen, als sie ging. „Judith!“, rief ich ihr nach. „Es wird alles gut, okay?“

Sie nickte.

Dann begann ich mit der Behandlung. Ich legte Bihaxäs Bein auf die großen Bananenblätter. Dann öffnete ich die Medizinbox, holte Verbandszeug, die Dose mit der Ichtyol-Salbe, Antibiotika, Spritzen und Kanülen heraus und legte alles auf ein sauberes Handtuch. Währenddessen sprach ich beruhigend auf Bihaxä ein: „Vielleicht tut es ein bisschen weh, Bihaxä“, sagte ich. „Aber du kannst jederzeit sagen, wenn ich aufhören soll. Dann machen wir eine Pause.“

Schließlich nahm ich ein Vergrößerungsglas und suchte zentimeterweise den Oberschenkel ab. Vorsichtig drehte ich Bihaxä auf die Seite ... und dann entdeckte ich es! Ein kleines Loch, lila verfärbt und verkrustet. Ich tauchte eine Kompresse in warmes Wasser und legte sie für ein paar Minuten auf die Wunde. Als ich sie entfernte, war die Kruste aufgeweicht. Mit einem Skalpell trug ich die Kruste ab, nahm eine dicke Kanüle und schob sie in das kleine Loch. Bihaxä schien nichts zu spüren. Mir fiel ein Stein vom Herzen: Der Eiter fing an abzufließen. Schier unglaubliche Mengen kamen aus der Wunde.

Sabine rannte zu Judith, die auf der Veranda saß, und rief: „Judith, Judith, die Bihaxä wird wieder gesund! Mama hat die Wunde geöffnet und der ganze Eiter fließt ab. Das *musst* du dir ansehen!“

Judith schüttelte sich vor Ekel.

Inzwischen hatte Klaus in unserer Abfallgrube ein Feuer gemacht und warf die verschmutzten Bananenblätter hinein. „Oh Mann, so was habe ich auch noch nicht gesehen“, meinte er.

Es gelang mir, den größten Teil des Eiters herauszubekommen, indem ich das Bein immer wieder mit leichtem Druck in Richtung der Einstichwunde abstrich. Als Nächstes kam ein dicker Verband mit Ichtyol-Salbe. Alles Weitere würde sich in den nächsten Tagen zeigen. Wegen des Babys gab ich Bihaxä nur eine niedrige Dosis Antibiotika. Das waren die Momente, in denen mir ein Arzt fehlte, den ich hätte fragen können, ob das so in Ordnung ging oder ob ich noch etwas tun und beachten sollte.

Da Bihaxäs Kleidung sehr schmutzig und zerrissen war, ging ich ins Haus und holte einen von meinen weiten Hauskitteln. Die Fayu-Frauen sind sehr schlank; es gibt überhaupt keine dicken Menschen in dem Stamm. Dazu ist die Beschaffung von Nahrungsmitteln zu schwierig und aufwändig. Weil aber Bihaxä hochschwanger war, passte ihr nun meine Kleidergröße. Sie strahlte, als ich ihr beim Umziehen half.

Als ich zu den Männern ging und ihnen sagte, dass Bihaxä vermutlich wieder gesund werden würde, sah ich große Erleichterung auf ihren Gesichtern. Darau wagte nicht mich anzuschauen.

„Darau“, sagte ich, „deine Frau wird es schaffen, aber ich will nie wieder erleben, dass du ihr so weh tust. Versprochen?“

Er nickte, stand auf und gab mir die Hand. Wenn das kein Versprechen war! Und wirklich, er hat sie nie wieder verletzt. Kurze Zeit später kam ihr Kind zur Welt, ein gesundes Mädchen, und sie nannten sie nach mir: „Doriso“. Ich war ganz gerührt.

Doriso wurde Jahre später auch eine Schülerin meiner „Class Tiga“. Sie vertraute mir eines Tages an, dass sie in Abu-sai verliebt sei. Ich erzählte es wiederum Klaus, der mit dem

Vater von Abusai sprach, und beide Väter einigten sich über den Brautpreis. So heirateten Abusai und Doriso als eines der ersten Fayu-Paare, das wirklich aus gegenseitiger Liebe zusammengefunden hatte. Es war das erste öffentliche Hochzeitsfest bei den Fayu. Heute haben sie selber eine Reihe von Kindern und gehören der Fayu-Kirche an.

Die verlorenen Babys der Fayu

Zwei Tage hatte Lahiorä auf der anderen Seite des Flusses mit lautem Weinen alle wissen lassen: Auch ihr drittes Baby war tot zur Welt gekommen. Sie schrie ihre Trauer und Hoffnungslosigkeit gegen den Wind und den strömenden Regen. Nach und nach wurde ihre Stimme immer leiser.

Wir machten uns große Sorgen um sie. Sicher hatte sie seit Tagen nichts gegessen.

„Kologwoi“, fragten wir den Stammesleiter, „kann man ihr nicht helfen?“

Aber er schüttelte den Kopf. „Trauernde Mütter darf man nicht stören“, erklärte er. „Morgen geht es ihr besser, ihr werdet sehen.“

Mitten in der Nacht wachte ich auf und hörte wieder die klagenden Laute. Lahioräs Traurigkeit nahm mich so mit, dass ich ebenfalls anfang zu weinen.

Klaus wachte auf, mein Schluchzen hatte ihn geweckt. „Doris“, sagte er, „du musst dir nicht alles so zu Herzen nehmen. Das nächste Baby wird sie sicher gesund und lebendig austragen.“

„Aber stell dir doch nur mal vor, *ich* hätte drei Fehlgeburten gehabt! Dann hätten wir heute keine Judith und keine Sabine und keinen Christian!“, schluchzte ich.

Klaus schüttelte mich leicht am Arm. „Doris, hör auf. Du hattest keine Fehlgeburt. Wir haben drei gesunde Kinder. Die Frage ‚Was wäre, wenn?‘ gibt es deshalb nicht!“

Ich setzte mich auf und wischte mir über das Gesicht. Ich war schweißgebadet. Klaus stand auf, um mir etwas Trockenes zum Anziehen zu bringen.

„Mama, was ist eine Fehlgeburt?“, fragte ein leises Stimmchen neben mir. Christian fasste nach meiner Hand. „Hast du Angst, dass wir sterben?“, fragte er.

„Nein, Babu Raja“, antwortete ich. „Ich bin nur traurig, weil Lahiorä ihr Baby verloren hat, bevor es auf die Welt kam.“

„Aber das ist doch nicht schlimm“, meinte er. „Das Baby ist doch gleich in den Himmel gegangen, oder?“

„Da hast du recht“, antwortete ich. „Aber es ist immer traurig, wenn eine Mutter sich auf das Baby freut, und dann wird es tot geboren.“

„Aber im Himmel hat Lahioräs Baby es doch viel besser, und sein Schutzengel hat jetzt auch viel weniger Arbeit.“ Das sagte er mit so einer Selbstverständlichkeit, dass ich laut lachen musste. *Typisch Christian*, dachte ich, *immer praktisch und logisch*.

Mein Lachen hatte Sabine aufgeweckt. Im Nu war sie in unserm Bett. *Na, wie toll, eine Mitternachtsparty bahnt sich an*, dachte ich. „Sabine“, sagte ich, „ich muss mal eben zur Toilette, mach mir bloß die Judith nicht wach.“

Die Worte hätte ich mir sparen können. Als ich zurückkam, saß Judith auch auf unserm Bett. Dann kam auch Klaus wieder, der am Fluss nach seinem Boot geschaut hatte. Erstaunt sah er uns alle im Bett sitzen. Ich hatte eine Kerze angezündet. „Was wird denn das hier?“, fragte er erstaunt.

„Mitternachtsparty“, rief Sabine begeistert.

„Und wer hat dich geweckt?“, fragte er sie.

„Mama!“, antwortete sie empört. „Sie hat so laut gelacht!“

„Jetzt sag bloß noch, du bist traurig darüber?“

Sie schüttelte den Kopf. „Das nicht, aber ich habe Hunger“, antwortete sie.

Mir blieb nichts anderes übrig, als in die Küche zu gehen, um nachzuschauen, ob wir noch etwas Besonderes dahatten, etwas aus Deutschland. Da waren tatsächlich

noch einige Süßigkeiten und ein Glas Nutella. So setzte ich mich hin und bestrich einige Brotschnitten mit Erdnussbutter und Nutella.

Als ich zurück ins Schlafzimmer ging und das Tablett mit den Broten aufs Bett stellte, war die Begeisterung groß.

„Wo du das immer alles versteckst!“, sagte Sabine verwundert. „Dabei habe ich doch überall nachgeschaut!“

„Sabine“, sagte Klaus streng zu ihr, „du sollst doch nicht immer herumschnüffeln!“

Sabine lächelte ihn nur sanft an, und das ließ Klausus Herz gleich dahinschmelzen. Wir holten noch Wasser zum Trinken, und als alle satt waren, ging jeder wieder in sein Bett.

Es dauerte nicht lange, und alle schliefen wieder. Nur ich nicht. Meine Gedanken wanderten wieder zu Lahiorä und ihrem toten Baby. Ich wusste, dass morgen, wenn es beerdigt war, niemand mehr das Baby erwähnen würde. Es hatte keine Zähne gehabt, also war es aus der Sicht der Fayu noch kein richtiger Mensch gewesen. Und das hatte Lahiorä schon dreimal mitgemacht! Bisher waren alle ihre Babys lebensunfähig gewesen. *Oh Gott*, betete ich, *gib ihr doch wenigstens ein lebendes Kind!*

Ich hatte Mühe, nicht wieder in Tränen auszubrechen. Morgen sollte die Trauerzeit vorbei sein, hatte Kologwoi gesagt. Ich nahm mir vor, Lahiorä und ein paar andere Frauen zum Essen einzuladen. Außerdem hatte ich einige neue Batickleider von der Küste mitgebracht.

Jede Frau, die mit einem Neugeborenen zu uns kam, bekam neue Kleidung, Seife und ein Handtuch für das Baby. Lahiorä hatte nun kein Baby, aber sie sollte wenigstens ein neues Kleid haben. Während der Trauerzeit zerrissen die Frauen ihre Kleidung und wuschen sich während dieser Zeit überhaupt nicht. Ich lud sie dann in unser Badezimmer ein, wo sie duschen und sich die Haare waschen konnten, und neue Sachen gab ich ihnen auch. Bei Lahiorä würde es nicht anders sein.

Als wir am nächsten Morgen aufwachten, war alles ruhig. Es war tatsächlich so: Die Trauerzeit war vorbei. Lahiorä

würde sicher bald zum Haus kommen. Doch bis zum Mittagessen war sie nicht aufgetaucht.

Die Kinder gingen gerade zum Spielen nach draußen, als ich den Totengesang wieder hörte. Es klang ganz nah. Ich ging hinaus und sah, dass Lahiorä mit ihrem Kanu an unserem Haus vorbeipaddelte. Christian stand direkt am Ufer und konnte in das Boot schauen. Seine Augen wurden ganz groß.

Ich lief zu ihm und sah dann das tote Kind im Kanu. Sanft nahm ich Christian an die Hand und zog ihn fort. Warum hatte ich nicht aufgepasst? Was, wenn er jetzt einen Schock fürs Leben erlitten hatte?

Ich nahm ihn mit ins Haus und setzte Teewasser auf. Christian schaute gedankenverloren vor sich hin. „So sieht also ein Toter aus“, stellte er fest. „Wann geht das Baby denn jetzt in den Himmel?“, überlegte er dann.

Ich setzte mich zu ihm und erklärte ihm, dass der Mensch einen Körper, eine Seele und einen Geist hat. Der Körper ist nur das Haus, in dem der Geist und die Seele wohnen. „Der Geist des Babys ist in dem Moment zu Gott gegangen, als das Baby starb, aber der Körper, der ja nur das Haus für die Seele ist, wird in der Erde begraben und verwest.“

„Wie bei einem Tier?“, fragte Christian erstaunt.

„Ja“, antwortete ich, „im Himmel kann das Baby ja nicht mit einem normalen menschlichen Körper wohnen.“

„Ach ja!“, rief er, „das hat Papa uns erzählt: Wir bekommen dann einen neuen Körper, mit dem können wir herumfliegen!“ Bei der Aussicht strahlte er übers ganze Gesicht.

Ich atmete erleichtert auf. Da war nichts von einem Schock zu spüren. Christian sprang von der Bank auf und rannte wieder zu seinen Freunden. Als ich eine Stunde später nach draußen kam, hatte Christian alle Kinder um sich versammelt, und sie spielten Beerdigung. Sabine war dabei, das Grab auszuheben, und Christian wollte den Pastor spielen. *Kinder!*, dachte ich, *auf diese Weise verarbeiten sie besondere Erlebnisse.*

Zwei Tage später kam Lahiorä dann endlich zum Haus. Sie sah furchtbar elend und abgemagert aus. Da wir gerade beim Mittagessen waren, luden wir sie ein mitzuessen. Sie nahm die Einladung gern an. Nachdem sie geduscht hatte, setzte sie sich zu uns und aß so gierig, wie nur jemand essen kann, der völlig ausgehungert ist.

„Lahiorä, mach langsam“, sagte ich. „Es ist genug da.“

Sie lächelte aber nur und aß noch schneller. Ich lud sie auch für den nächsten Tag ein. Sie war viel zu schwach, um jetzt Sago zuzubereiten. Außerdem gab ich ihr ein paar Vitamintabletten und ein Eisenpräparat und hoffte, dass sie wieder schnell zu Kräften kam.

Die anderen Fayu-Frauen würden ihr auch etwas von ihrem Essen abgeben, und so würde sie hoffentlich bald wieder zu Kräften kommen.

Als wir vom Mittagstisch aufstanden, sagte Klaus zu Sabine und Christian: „Jetzt hört mal, dieses Beerdigungsspiel ist ab jetzt tabu. Es würde Lahiorä furchtbar wehtun, wenn sie sieht, was ihr da spielt!“

Sabine wollte protestieren, doch ich schaute sie streng an und schüttelte den Kopf. Jetzt wusste sie, dass wir es ernst meinten. Von da an spielte keines der Kinder mehr Beerdigung. Christian musste andere Gelegenheiten finden, um eine „Predigt“ zu halten.

Ein paar Monate später brachte mir Okaba die Nachricht, dass Lahiorä wieder schwanger sei.

„Das ist nicht gut“, fand Okaba.

„Aber vielleicht geht ja diesmal alles gut“, antwortete ich.

Okaba schüttelte den Kopf, und ich hatte ehrlich gesagt auch so meine Zweifel. *Wenn sie doch nur hier wäre, dachte ich, dann könnten wir sie ins Hochland ins Krankenhaus fliegen lassen, um alles zu überwachen.*

Aber niemand wusste genau, wo sich Lahiorä mit ihrem Mann aufhielt. Wieder vergingen Monate, und dann stand sie eines Tages vor unserer Tür. Es war noch früh am Mor-

gen. Als ich aus dem Fenster schaute, erblickte ich Lahiorä auf unserer Veranda. Sie sah richtig krank aus, müde und abgemagert, nur ein riesiger Bauch ragte hervor. Das Baby konnte jeden Tag kommen.

Ich holte sie ins Haus; dann machte ich das Bett in unserem großen Wohnraum für sie fertig. Sie zitterte vor Kälte, daher gab ich ihr eines von meinen langärmligen Kleidern, legte ein Bettlaken über die Matratze und bedeutete ihr, sich hinzulegen. Sie nickte nur müde und gehorchte. Dann stellte ich Teewasser auf. Bis es kochte, setzte ich mich zu Lahiorä ans Bett und hielt ihre Hand. Man sah ihr an, wie erleichtert sie darüber war, nicht mehr allein zu sein.

Ich machte den Tee, tat jede Menge Traubenzucker hinein und brachte ihn ihr mit ein paar Keksen. Sie trank und aß sehr langsam. Als sie fertig war, deckte ich sie zu, und in wenigen Augenblicken war sie eingeschlafen.

Mein Herz war schwer. Das sah nicht gut aus. Sie sah so hoffnungslos aus, so müde, so verzweifelt. Ich hatte Lahiorä noch nicht untersucht; das konnte noch ein paar Stunden warten. *Aber vielleicht ist das Baby schon tot!*, dachte ich dann erschrocken und wollte schon zu meinem Stethoskop greifen. Nein, jetzt sollte sie erst einmal schlafen. Die Kinder wurden auch schon langsam wach. Ich musste ihnen sagen, dass sie heute Morgen sehr leise sein sollten.

Ich ging ins Schlafzimmer, und da hatten alle drei Kinder schon die Augen offen. Ich erklärte ihnen, was passiert war und dass sie sehr leise sein sollten. Begeistert waren sie nicht gerade, aber sie sahen ein, dass Lahiorä dringend Ruhe brauchte. Außerdem waren sie sowieso ein paar Stunden mit ihren Schulaufgaben beschäftigt, und die eiserne Regel dabei lautete, so wenig wie möglich zu reden.

Es war ein sehr ruhiger Vormittag. Unsere drei verhielten sich super. Sie flüsterten nur gelegentlich miteinander, warfen keine Stühle um, und noch nicht einmal Sabine kam auf die Idee, ihren Freunden, die draußen an der Feuerstelle schon auf sie warteten, irgendwelche Botschaften zuzurufen.

Lahiorä schlief mehr als drei Stunden lang. Als sie aufwachte, sah sie entschieden besser aus als am frühen Morgen. Ich hatte bereits Reis aufgesetzt, als eine Fayu-Frau kam und mir drei große Straußeneier brachte. Sie wollte im Austausch dafür ein Handtuch haben, was ich ihr gern gab. Die Eier konnte ich für Lahiorä sehr gut gebrauchen. Ich machte eine große Pfanne Rührei für sie, mischte es mit dem Reis und legte an den Rand des Tellers ein Stück Papaya.

Lahiorä aß alles mit Begeisterung auf. Ich ließ sie in Ruhe essen, und danach konnte ich sie endlich untersuchen. Die Herztöne des Babys waren schwach, aber regelmäßig. Ich freute mich, denn so lange hatte Lahiorä noch nie ein Baby ausgetragen. Vielleicht würde es ja dieses Mal wirklich gut gehen!

Als ich ihr das sagte, schaute sie weg und schüttelte den Kopf. „Lahiorä“, sagte ich ernst zu ihr, „nun wage es doch mal zu hoffen! Das Herz deines Babys schlägt, und alles sieht gut aus!“

Aber sie schaute nur weiterhin zur Seite und schüttelte den Kopf. Ich konnte das nicht begreifen. Warum war sie nicht zuversichtlich und freute sich auf das Baby? Hatte der Verlust ihrer anderen Kinder ihr wirklich alle Hoffnung genommen? Ich versuchte immer wieder, ihr Mut zu machen. Doch sie ließ es nicht zu.

Den ganzen Tag blieb Lahiorä bei uns und schlief zwischendurch immer wieder ein paar Stunden. Klaus hatte mit ihrem Mann gesprochen und ihm vorgeschlagen, gemeinsam mit Lahiorä die Nacht bei uns im Haus zu verbringen. Doch als es Abend wurde, wollte sie nicht länger bei uns bleiben. Überreden konnte ich sie nicht – sie wollte lieber wie gewohnt unter freiem Himmel schlafen.

Am nächsten Morgen warteten wir mit dem Frühstück auf Lahiorä, aber sie kam nicht. Klaus machte sich auf die Suche nach ihr. Als er zehn Minuten später wieder ins Haus kam, sah er sehr besorgt aus.

„Was ist denn?“, fragte ich erschrocken.

„Sie sind weg“, sagte Klaus ganz hilflos.

„Weg?“, fragte ich erschrocken.

„Ja, anscheinend sind Lahiorä und ihr Mann heute Morgen ganz früh losgepaddelt, sagen die Fayu“, antwortete Klaus.

Wir wussten nicht, was wir davon halten sollten. Vielleicht würden sie in ein paar Stunden wiederkommen? Klaus und ich hatten schon hin und her überlegt, ob wir nicht einen Hubschrauber kommen lassen sollten, um Lahiorä und ihren Mann ins Hochland ins Krankenhaus fliegen zu lassen. Aber nun blieb uns wohl nichts anderes übrig, als zu warten, dass sie zurückkamen – *falls* sie überhaupt zurückkommen würden.

Wir warteten einen Tag, einen zweiten Tag, einen dritten Tag, aber keine Spur von Lahiorä. Erst nach vier Wochen bekamen wir eine Nachricht, die mich so erschütterte, dass ich nächtelang nicht mehr schlafen konnte: Lahiorä hatte ihr Kind allein im Dschungel entbunden, ein winzig kleines Mädchen, aber Lahiorä war bei der Geburt verblutet. Sie hatten nach ihrem Aufbruch bei uns zu Lahioräs Schwester fahren wollen, die weit im Norden in der Nähe der Berge lebte. Lahiorä muss gespürt haben, dass ihr Leben zu Ende ging; die Fayu hatten ein sehr sicheres Gespür für solche Dinge. Bei den Fayu gab es auch keine Waisenkinder. Wenn einer oder beide Elternteile eines Kindes verstarben, wurde das Kind sofort von den nächsten Verwandten aufgenommen wie ein eigenes Kind. Ich habe nie gehört, dass jemand gesagt hätte: „Das ist nicht mein eigenes Kind, sondern das meines Bruders oder meiner Schwester.“ Wenn ein Kind in die Familie aufgenommen wurde, war es mit den eigenen Kindern absolut gleichwertig.

Und so war das Baby von Lahiorä von der Familie der Schwester adoptiert worden. Fast ein Jahr später hörten wir dann, dass das kleine Mädchen nach sechs Monaten ebenfalls gestorben war. Da es noch keinen Zahn gehabt hatte, wurde es einfach vergessen. Wieder eins der Fayu-Babys, das nie wieder erwähnt wurde, als hätte es nie existiert.

Mein Herz war wegen all dieser vergessenen Babys sehr schwer. Ich beschloss, dass ich diesem Brauch ja nicht folgen musste, und so nannte ich die Kleine für mich „Joi“, und ich vergaß sie nicht.

Jahre später, als eine junge Frau in meiner eigenen Verwandtschaft eine Fehlgeburt erlitt, was mir sehr naheging, musste ich auch wieder an all die verlorenen Babys der Fayu denken. So schrieb ich ein Lied für sie, das ich später oft auf dem Keyboard oder auf meiner Trompete spielte.

Wenn ich sehr traurig war, machte ich es wie die Fayu – sie leben ihre Traurigkeit und ihren Kummer ganz offen und ungefiltert aus, indem sie hemmungslos und laut weinen, bis sie alle ihre Gefühle aus sich herausgespült haben. Anstatt stundenlang zu weinen, setzte ich mich ans Keyboard und spielte das Lied, manchmal vier bis fünf Stunden hintereinander.

So hoffnungslos wie das Schicksal dieser verlorenen und vergessenen Babys im Dschungel war, so bin ich gleichzeitig der festen Überzeugung, dass all diese Babys jetzt in der guten Obhut unseres himmlischen Vaters sind. Selbst in der größten Hoffnungslosigkeit kann man Hoffnung schöpfen, wenn man nur still genug wird und Gott zu sich reden lässt.



Doris Kuegler mit ihren Fayu-Freundinnen Okaba, Kwäba und Derisa.



Klaus Kuegler mit einigen Sefeudi-Fayu.



Doris Kuegler mit ihrer „Class Tiga“, als die Schule gegründet wurde.



Das erste Haus der Familie Kuegler am Fluss in Foida, noch im Rohbau.

Unser Freund und Sprachhelfer Nakire mit seiner zweiten Frau Fusai. Rechts neben ihm Klausu Bossa und ein Tigeri-Junge.





Okaba mit ihren beiden Kindern.

Kologwoi, Nakire und Bako wurden von Klaus zum Essen eingeladen.





Der Hubschrauberlandeplatz auf dem Hügel –
bestaunt von Fayu-Kindern.

Unser zweites Haus auf dem Hügel mit Nebengebäuden.

Übernächste Seite: Die Kinder der „Class Tiga“ lernen
unter Judiths Anleitung malen.



